

Begrüßung

Martin:

Wir möchten Sie herzlich begrüßen zu unserem Abend im Rahmen der LesARTen-Woche in Aschaffenburg. Diese Woche steht unter dem Thema „Heimat? – Heimat!“ .

Der Begriff „Heimat“ wird sehr unterschiedlich empfunden, wird vielfältig interpretiert und kann zu kontroversen Diskussionen führen. Diese Diskussion wollen wir hier heute Abend nicht führen. Unser Ziel ist es vielmehr, Ihnen Eindrücke und Bilder aus der Geschichte von Aschaffenburg zu präsentieren. Aschaffenburg ist eine Stadt, die wohl für einige von Ihnen eine Heimatstadt ist oder es im Lauf der Zeit geworden ist. Wir würden uns freuen, wenn wir Ihnen vielleicht Bekanntes in Erinnerung rufen, Sie aber auch Neues zu Aschaffenburg erfahren können.

Mitte der Achtzigerjahre wurde vom damaligen Kultusminister Hans Maier ein Schuljahr zum „Schuljahr der Heimat“ erklärt. Diese Vorgabe, die für alle Schularten galt, wurde von vielen Lehrern, von einigen Parteien und auch etlichen Organisationen stark kritisiert und löste eine breite Diskussion aus. In der GEW, der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, im Landkreis Aschaffenburg bildete sich eine Arbeitsgruppe, die sich mit dem Begriff ‚Heimat‘ beschäftigte.

Sie kam nach einigen Wochen intensiver Arbeit zu dem Schluss: Die kultusministerielle Vorgabe besteht und wir wollen sie nicht einfach ignorieren. Es macht auch wenig Sinn, nur die für manche Menschen sehr beschränkte, deutschtümelnde Bedeutung des Begriffs Heimat anzugreifen. Doch es macht wirklich Sinn andere mögliche Aspekte des Begriffs Heimat bewusst zu machen: die Vielfältigkeit von Geographie, Geschichte, von Personen und Lebensweisen, kulturelle, wirtschaftliche und andere Leistungen der Heimatregion, die Offenheit für einander und auch für Menschen, die erst in unsere Gemeinschaft kommen, die individuelle Bedeutung und wichtige Identitätsstiftung für jeden einzelnen durch eine Heimat und vieles mehr.

Die GEW-Arbeitsgruppe erstellte umfangreiches Unterrichtsmaterial zu dem Schuljahresthema Heimat her und es wurde von vielen Lehrerinnen und Lehrern an Schulen eingesetzt. Außerdem konzipierten drei Personen, Albrecht Sylla, Dr. Roland Ebert und ich, eine Führung durch Aschaffenburg mit etwa zehn Stationen unter der Vorgabe: „Aschaffenburg zeigen und kennenlernen aus der Sicht/dem Blickwinkel der einfachen Personen“. Diese Führung wurde mehrfach angeboten und fand großes Interesse und sehr positive Rückmeldungen.

Auf Wunsch des Aschaffenburger Alibri-Verlags verfassten die drei genannten Stadtführer ein Buch, das 1996 erschien unter dem Titel „Blickwinkel Aschaffenburg – Ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte“. Vierzehn Jahre später wurde es in einer zweiten, überarbeiteten Auflage gedruckt.

Heiner:

Das Buch „Blickwinkel Aschaffenburg“ bildet eine Grundlage und den Rahmen für unseren Abend heute. Wir gestalten ihn in zwei Teilen. In dem ersten Teil werden wir Ausschnitte aus vier Teilen des „Blickwinkels“ vortragen:

- Der Aufstand der Bürger gegen das Stift im Jahr 1304
- Die Rolle der Beginen in Aschaffenburg
- Die Auswirkungen des Bauernkriegs im Jahr 1525
- Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges von 1618 – 1648

Für den zweiten Teil machen wir dann einen Sprung von fast 300 Jahren in die Zeit der Dreißiger und Vierziger des 20. Jahrhunderts.

Die erste Station unseres Streifzugs durch die Geschichte Aschaffenburgs beschäftigt sich mit einem Aufstand der Bürger gegen das Stift im Jahr 1304. Und wenn wir vom Aschaffenburger Stift hören, ist uns sicher bewusst, dass sich die Ereignisse vor 715 Jahren genau in diesen Mauern und in den Räumen um uns herum abgespielt haben.

Wie Aschaffenburgs Bürger ihre Stiftsherren zum Wachdienst zwingen wollten

Das 974 erstmalig in einer Schenkungsurkunde erwähnte Stift St. Peter und Alexander in Aschaffenburg war im Mittelalter eines der bedeutendsten im Erzbistum Mainz. Es sind über 300 verschiedene Ortschaften belegt, in denen es zeitweilig Besitzungen hatte. Die dem Stift verpflichteten Lehensleute mussten ihm jährlich den Zehnten in Naturalien und Geld zahlen. Außerdem erhielt das Stift beträchtliche Unterstützungen und Schenkungen von verschiedenen Fürsten und den adeligen Familien der Stiftsherren. Auf diese Weise stellte das Stift einen sehr wohlhabenden und unabhängigen Bereich in der Stadt dar.

Zum Ausdruck kam dies architektonisch in der erhöhten Anlage einer geschlossenen Kirchenburg mit Wohn- und Versammlungsräumen, Kreuzgang und Kirche. Juristisch war die Sonderstellung des Stifts durch ein eigenes Recht gefasst, das kanonische Recht. Diesem allein unterstanden die Stiftsherren, weshalb sie auch Kanoniker genannt wurden. Es räumte ihnen wichtige Privilegien wie Steuerfreiheit und die Freiheit von der weltlichen Gerichtsbarkeit ein.

Aus dem Widerspruch zwischen dem kanonischen Recht des Stifts und dem bürgerlichen Recht der Stadt entwickelte sich im Verlauf des 12. Jahrhunderts aus verschiedenen Gründen ein immer brisanteres Spannungsverhältnis. So besaßen die meisten Stiftsherren eigene Häuser und Höfe in der Stifts-, Sack- und Pfaffengasse. Diese wurden Kurien genannt.

Auch für ihre Güter außerhalb des Stifts nahmen die Stiftsherren nun die Steuerfreiheit und ihre Sonderstellung nach dem Kirchenrecht in Anspruch. Für die Bürger war diese Begünstigung der Kanoniker unmittelbar zu spüren. Der Platz innerhalb der mittelalterlichen Stadtgrenzen war sehr beschränkt und so verteilte sich beim Übergang von weltlichen Gütern an das privilegierte Stift die zunehmend wachsende Steuerlast logischerweise auf immer weniger steuerpflichtige Bürger. Dabei waren nicht zuletzt für den Unterhalt der Stadtmauern und den Wachdienst erhebliche Aufwendungen notwendig. Die Stiftsherren verweigerten jegliche Beteiligung an den Kosten oder Wacheinsätzen, obwohl sie davon ebenfalls profitierten. Als weiterer Konfliktstoff kam hinzu: Einige Stiftsherren entfalteten einen immer regeren Handel, z.B. mit Wein- und Naturalienverkauf aus ihren Pfründeneinkünften. Auch hier machten sie für sich die Steuerfreiheit nach dem kanonischen Recht geltend.

Sehr zum Unmut der städtischen Händler entwickelten die Stiftsherren dadurch eine bedrohliche Konkurrenz, welche ihnen gegenüber sogar begünstigt war. Die Aschaffenburger versuchten zwar immer wieder, die Stiftsherren auf dem Gerichtsweg zu Leistungen zu zwingen, sie hatten dabei aber den für die Stiftsherren zuständigen Gerichtsherren, den Mainzer Erzbischof, in der Regel gegen sich.

Die älteste Stadturkunde Aschaffenburgs ist zwar nicht mehr erhalten, doch kann man davon ausgehen, dass Aschaffenburg zu Beginn des 12. Jahrhunderts das Stadtrecht erhielt. Wie auch in anderen deutschen Städten waren die Bürger dadurch persönlich frei. Sie befanden sich im Gegensatz zum Großteil der nichtstädtischen Bevölkerung also nicht in Leibeigenchaft, sondern unterstanden lediglich ihrem Stadtherrn. Für die Aschaffenburger war dies der Mainzer Erzbischof. Aus ihrer bevorzugten Stellung und dem wachsenden politischen und wirtschaftlichen Einfluss heraus entwickelten die Bürger ein zunehmendes Selbstbewusstsein. Immer weniger akzeptierten sie, wenn ihre Rechte beschränkt wurden, und gelegentlich setzten sie sich dagegen sehr massiv zur Wehr.

Im Jahr 1304 führte der Unmut der Aschaffenburger Bürger gegen die Privilegien der Stiftsherren zu einem wütenden Aufstand. Der vom Erzbischof eingesetzte Stadtschultheiß Heinrich Ruschebusch und seine adeligen Schöffen läuteten die Glocken, um die Bürger herbeizurufen. Die Höfe der Stiftsherren wurden gestürmt, aufgebrochen und teilweise geplündert. Einige Stiftsherren wurden gefangengenommen oder vertrieben. Es wurden Bürgergerichte über sie abgehalten und die Urteile öffentlich verkündet. Nach kanonischem Recht war dies eine geradezu unerhörte Anmaßung.

Die Stiftsgeistlichkeit reagierte darauf mit der Einstellung aller Gottesdienste und der Drohung, den Bürgern die Sakramente nicht mehr zu spenden. Für die mittelalterliche Bevölkerung war dies eine außerordentlich harte Maßnahme. Sie zwang sie schließlich dazu, sich einem Schiedsgericht zu stellen. Dieses wurde aus Vertretern von Geistlichkeit und Bürgerschaft gebildet. Im abschließenden Schiedsspruch musste die Stadt die Urteile der Bürgergerichte zurücknehmen und sich dazu verpflichten, niemals wieder – auch nicht gerichtlich! – in die Freiheiten der Aschaffenburger Kirche einzugreifen. Weiter wurden sie verpflichtet, alles zu verhindern, was die bestehenden Rechte des Stifts einschränken könnte.

Diese vernichtende Niederlage der Aschaffenburger Bürger war nur dadurch möglich, dass der Erzbischof von Mainz am Schluss nicht die Position des Schultheißen für die Interessen der Bürgerschaft stärkte. Ganz im Gegenteil stellte er seinen eigenen weltlichen Beamten mit seiner Stellungnahme für das Stift bloß. Immerhin wurde aber abgewendet, dass über die Aufständischen ein Strafgericht hereinbrach oder empfindliche Bußen verhängt wurden.

Gesamtlänge: ca. 700 Wörter = 7 Minuten

Wohl jeder Aschaffenburger kennt den Park Schöntal und *Kirchenruine zum Heiligen Grabe*, die auch als *Schöntalruine* bekannt ist. Nicht jeder weiß aber, dass diese Ruine in Verbindung steht mit frommen Frauen im bescheidenen Dienst der Nächstenliebe, den Beginen.

Die Beginen in Aschaffenburg

Alleinstehende Frauen im Mittelalter waren in der Regel zu einem Leben in Armut und Ausgrenzung verurteilt, wenn sie nicht gerade aus vermögenden Familien stammten. Für Frauen, die nicht heiraten wollten oder für alleinstehende Witwen bestand deshalb als einzige Möglichkeit, um versorgt zu werden, oft nur der Eintritt in ein Kloster oder der Anschluss an eine laienreligiöse Gemeinschaft. Um einer erzwungenen Verehelichung oder einem tyrannischen Ehemann zu entfliehen, zogen sich Frauen nicht selten in ein Kloster zurück.

Eine der bemerkenswertesten laienreligiösen Gemeinschaften waren die Beginen. Das Beginenwesen war etwa um 1200 als spontane Laienbewegung in Flandern, Brabant, am Niederrhein, im Moselgebiet, in Nordfrankreich sowie in Südfrankreich und Italien entstanden. Bald hatte es sich auf nahezu alle Städte West- und Mitteleuropas ausgedehnt.

Ursprünglich lebten die Beginen sehr vielfältig: allein umherziehend, in Kleingruppen von zwei oder drei Frauen oder in größeren Gemeinschaften in Häusern, die meist einer der Frauen gehörten. Als eine spätere Entwicklung in Flandern schlossen sich Frauen aus allen Kreisen der Bevölkerung in sogenannten Beginenhöfen zusammen, das waren um eine Kapelle oder Kirche gruppierte Häuser. Dort führten sie ein gemeinschaftliches Leben nach urchristlichen Grundsätzen. Die Beginen gehörten keinem Orden an und lehnten starre kirchliche Regeln ab. Sie hielten zwar gemeinsame Gebets- und Andachtsstunden, die Frauen legten aber kein Gelübde ab. Sie konnten durchaus wieder aus der Beginen-Gemeinschaft austreten, um beispielsweise zu heiraten. Ihr Leben gestalteten sie nach den freiwilligen Prinzipien der Keuschheit, Bescheidenheit und Gottgefälligkeit. Äußerlich brachten sie dies durch das Tragen einer speziellen Kleidung zum Ausdruck: einem schwarzen oder grauen Habit mit weißer Haube. In vielen dieser Gemeinschaften bildeten Handarbeit und Krankenpflege die Grundlage der materiellen Existenz.

Die selbständige, von Männern weitgehend unabhängige Lebensform der Beginen war in der patriarchalisch bestimmten mittelalterlichen Gesellschaft ungewöhnlich. Dadurch waren die Frauen häufigen Angriffen ausgesetzt. Insbesondere die Kirche betrachtete anfangs die Beginen-bewegung mit äußerstem Argwohn.

Bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts war das Beginenwesen in den großen deutschen Städten zu einer Massenerscheinung herangewachsen. So zählte man in Köln etwa 60 Beginenhäuser mit ungefähr 600 Frauen, in Mainz waren es immerhin 90 Frauen. Diese Gemeinschaften hatten sich dem Leben in den Städten angepasst und gliederten sich durch Krankenfürsorge und handwerkliche Tätigkeiten wie Spinn-, Web- und Näharbeiten in die spätmittelalterliche Gesellschaft ein.

Aschaffenburg werden die Beginen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts urkundlich erwähnt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts bestanden drei Beginenhäuser: das älteste an der Michaelskapelle südlich der Muttergottespfarrkirche, eines in der Nähe des Stifts und ein drittes in der Schlossgasse. In diesen Häusern lebten damals 11 Frauen. Sie kümmerten sich mitfühlend um gerade solche Menschen, die von der Gesellschaft gemieden oder ausgestoßen wurden. So pflegten sie die Aussätzigen und betrieben für die „wegen Lüderlichkeit erkrankten, umherfahrenden Weibsleute“ eine Spinnstube hinter dem Gottelsberg (heute Godelsberg), um diese zu sinnvoller Arbeit anzuhalten. Außerdem bestatteten die Beginen die Gebeine, die wegen Platzmangels aus aufgelösten Gräbern in sogenannte Beinhäuser umgebettet wurden. Weiter reinigten sie verschiedene Kirchen, wuschen die weiblichen Leichen und pflegten kranke Bürger auf deren Wunsch in ihren Häusern. Lohn durften sie dafür nicht verlangen. Gewöhnlich erhielten sie Almosen, die der Gemeinschaft zukamen.

Ende des 15. Jahrhunderts wurde der Beginengemeinschaft von dem Schultheißen Hanns von Gunsrode und seinem Bruder Philipp ein Haus im damaligen Tiergarten, dem heutigen Schöntal, überschrieben. 1528 beschloss Kardinal Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz, neben diesem Schwesternhaus die Kirche „Zum Heiligen Grabe“ errichten zu lassen. Damit wollte er den Beginen für die aufopfernde Pflege eines unheilbar an Pest erkrankten Freundes danken. Die Kirche zum Hl. Grab war als ein imposantes Gotteshaus mit fünf Altären geplant. Für einen der Altäre malte Mathias Grünewald sogar ein mehrteiliges Bild. Der prunkliebende Kardinal Albrecht befand sich jedoch in chronischen Geldnöten. Die großzügige Planung der Kirche wurde so immer bescheidener. Beim Tod des Kardinals, siebzehn Jahre nach seinem Versprechen an die Beginen, war sie immer noch nicht vollendet. Der Bau wurde daraufhin eingestellt. Eine Einweihung der Kirche fand nie statt. Um einen Teil der von Kardinal Albrecht hinterlassenen Schulden zu decken, wurde sogar das Grünewald-Altargemälde aus der Beginenkirche geholt. Heute ist von ihm nur noch das Sockelbild „Die Beweinung Christi“ erhalten. Es befindet sich in der Stiftskirche.

Im Schmalkaldischen Krieg plünderten 1546 vorbeiziehende Soldaten das schutzlos vor der Stadt liegende Beginenhaus und die Kirche. Die Frauen wurden grausam misshandelt, sie kehrten aber in das zerstörte Haus zurück und bauten es wieder auf. Doch schon sechs Jahre später überfielen im Markgräflerkrieg erneut Kriegstruppen die Beginengemeinschaft. Nachdem die Soldaten erfahren hatten, dass Kardinal Albrecht der Erbauer der Kirche war, vermuteten sie große Schätze in ihr. Die hatte es allerdings dort nie gegeben. Um die Preisgabe möglicher Verstecke zu erzwingen, wurden die Frauen zum Teil erbarmungslos gefoltert und ermordet. Die Beginensiedlung und ihre Kirche steckten die Soldaten in Brand. Nur wenige Beginen des Schöntals überlebten diesen Überfall. Sie gaben daraufhin ihre Gemeinschaft auf.

Der Steinbau der Hl. Grabkirche konnte die Jahrhunderte überdauern. Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Tierpark von Erzbischof Friedrich Carl Joseph von Erthal in einen englischen Garten umgewandelt. Er bezog die Ruine der Beginenkirche als Staffage entsprechend dem Geschmack der damaligen Zeit in die Gartenanlage ein.

Gesamtlänge: ca. 850 Wörter = 8,5 Minuten

Die nächste Station unseres Streifzugs der Geschichte Aschaffenburgs führt uns in das Jahr 1525, dem Jahr des Bauernkriegs.

Warum die Stadt Aschaffenburg 300 Jahre lang kein Stadtwappen mehr hatte

Anfang des 16. Jahrhunderts entlud sich die jahrhundertelange Unterdrückung der deutschen Bauern in einem Aufstand, der ganz Süddeutschland erfasste. Innerhalb weniger Wochen breitete sich die Erhebung vom Allgäu nach Tirol, Württemberg, Schwaben, Lothringen, Franken bis nach Thüringen aus. Es bildeten sich große, zwischen 7.000 und 15.000 Mann starke Bauernheere, die ihre heftigen Angriffe vor allem gegen die Adligen und die Klöster als ihre verhassten Fronherren richteten.

Die Grundlagen ihrer Forderungen fassten die aufständischen Bauern in den schwäbischen "12 Artikeln" zusammen. In diesem Manifest wurden als wichtigste Forderungen die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Milderung der Abgaben und Frondienste und gerechtes Gericht formuliert.

In die Unruhen des Bauernkrieges sollte auch Aschaffenburg folgenschwer hineingezogen werden. Zu Anfang stand die Stadt dem Aufstand ablehnend gegenüber und versprach noch im März 1525 dem Statthalter des Erzbischofs von Mainz in Aschaffenburg, Bischof Wilhelm von Hohnstein, Truppen zur Bekämpfung der Bauernheere zur Verfügung zu stellen. Vor den heranrückenden Bauern floh Bischof Wilhelm am 23. April aus Miltenberg, wo er sich zuvor aufgehalten hatte, nach Aschaffenburg. Hier musste er jedoch feststellen, dass sich inzwischen eine recht bedenkliche Stimmung entwickelt hatte. Die Bürger der Stadt lehnten eine Einquartierung von 200 bewaffneten Reitern in die Stadt ab. Bischof Wilhelm bemühte sich zwar sofort um Sympathien in der Bürgerschaft und bot an, ihre Beschwerden anzuhören und Klagen, z.B. gegen die Stiftsgeistlichkeit, wohlwollend zu unterstützen. Vier Tage später spitzten sich jedoch die Ereignisse immer mehr zu. Etwa 400 Bauern aus der Landschaft vor dem Spessart forderten Einlass in die Stadt, dieser wurde ihnen jedoch verweigert. Eine größere Anzahl der Bürger und mit ihnen auch Bischof Wilhelm begab sich zu ihnen hinaus. Die Bauern ließen sich nun zwar zum Abzug bewegen, sie kündigten jedoch an, verstärkt zurückzukehren. Diese Drohung musste der Bischof durchaus ernst nehmen. Kurz darauf erhielt er zudem die Nachricht, dass naheliegende mainzische Truppen bei Seligenstadt ihn nicht mehr unterstützen konnten. So entschloss er sich zur Flucht aus Aschaffenburg.

Am darauffolgenden Morgen stand er schon zum Aufbruch mit seiner Begleitung bereit. Das erzbischöfliche Archiv und die persönlichen Schätze waren bereits verschifft worden, da erschienen der Schultheiß und die Bürgermeister "mit weinenden Augen und voller Schrecken"

bei dem Bischof. Sie berichteten ihm von einem Menschenauflauf in der Stadt und erklärten ihm voller Verzweiflung, die Bürger drohten, sie zu erschlagen, sollten der Bischof und seine Leute die Stadt verlassen. Zur Bekräftigung ihrer Entschlossenheit verbarrikadierten die Bürger alle möglichen Wege aus der Stadt mit Karren und Fässern, um den Abzug von Reitern und Wagen des Bischofs zu verhindern. Außerdem alarmierten sie die Städte entlang des Mains, die Schiffe des Bischofs aufzuhalten. In Seligenstadt wurden diese auch tatsächlich an Land gezogen, ausgeladen und die geistlichen Insassen gefangengenommen.

Einen Tag später erschienen 1.200 Bauern vor der Stadt und wurden von den Bürgern nach der Zusage, dass sie nur ihre Beschwerden vor dem Bischof vorbringen und nichts beschädigen würden, in die Stadt eingelassen. Dennoch stürmten einige Bauern Häuser von Stiftsgeistlichen und plünderten sie. Die städtische Obrigkeit griff nicht ein.

Die Situation, in der sich Bischof Wilhelm befand, war ausweglos: Er war von den Bauern belagert, die Unterstützung durch die Bürger Aschaffenburgs erhielten. Dazu wurde ihm gemeldet, dass sich ein noch weitaus größeres Bauernheer schon auf dem Weg nach Aschaffenburg befand. Eine rasche militärische Hilfe für den Bischof war unmöglich. In dieser Zwangslage unterzeichnete er schließlich die zwölf Artikel der Bauern. Darauf wurde ihm der freie Abzug nach Mainz gewährt.

Durch diese Kapitulation hatte Bischof Wilhelm wenigstens erreicht, dass die Bauern nicht zum Rhein in Richtung Frankfurt oder Mainz vorrückten. Das Bauernheer zog weiter in Richtung Würzburg. Einen Monat später wurde es in Königshofen bei Lauda vom adligen Heer des "Schwäbischen Bundes" vernichtend geschlagen. Das darauf folgende Strafgericht war unbeschreiblich grausam. Tausende von Bauern wurden hingerichtet, furchtbar gefoltert, ihre Höfe und Dörfer zerstört und niedergebrannt.

Aber auch die Verbündeten der Bauern und ihre Unterstützer wurden bestraft. Wenige Wochen nach der demütigenden Kapitulation des erzbischöflichen Vertreters in Aschaffenburg musste die Stadt ihre Auflehnung gegen Adel und Geistlichkeit schwer büßen. Zwölf an der Erhebung gegen Bischof Wilhelm beteiligte Aschaffenburger wurden hingerichtet, und der Stadt wurden 1.300 Gulden Strafe auferlegt. Vor allem aber musste sie sich einem Maßnahmenkatalog unterwerfen, der für Aschaffenburg und andere ähnlich aufrührerische Orte drastische Strafen vorsah: So musste die Stadt, weil sie sich so "ungehorsamlich auffgeworfen" hatte, zunächst alle verursachten Schäden ersetzen. Fast alle Privilegien und Rechte, die Aschaffenburg sich im Laufe von Jahrhunderten erworben hatte, wurden aberkannt. Alle Waffen mussten auf dem Schloss abgegeben, keine Versammlungen durften mehr ohne vorherige Erlaubnis abgehalten werden, und jeden Abend mussten die Schlüssel zu den ver-

schiedenen Stadttürmen und Stadttoren abgeliefert werden. Amt und Gerichtsbarkeit gingen verloren, und sogar das Recht, ein Wappen zu führen, wurde der Stadt versagt. Dieses hatte den St. Martin in einem Stadttor dargestellt. Nach 1525 zeigt das Aschaffenburger Siegel lediglich ein gotisches A. Erst 1836 wurde der Stadt von König Ludwig I. von Bayern das alte Wappen wieder verliehen.

Die Strafmaßnahmen hatten für Aschaffenburg verhängnisvolle Konsequenzen. Im Grunde wurden der Stadt ihre gesamte Selbständigkeit und Handlungsfreiheit entzogen. In der weiteren Entwicklung erwies diese Unselbständigkeit gerade in der Konkurrenz zu anderen Städten als fatal. So blieb Aschaffenburg zumindest während des folgenden Jahrhunderts in einem Zustand der politischen und wirtschaftlichen Wirkungslosigkeit gefangen.

Gesamtlänge: ca. 900 Wörter = 9 Minuten

Von 1618 bis 1648 wütete der Dreißigjährige Krieg im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Auch Aschaffenburg bekam dies schmerzlich zu spüren.

Aschaffenburg im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648)

Der Dreißigjährige Krieg war nur vordergründig die gewalttätige Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestant. Vielmehr kamen hier vor allem zwei Konfliktfelder zum Ausbruch. Auf der Reichsebene war es vor allem der Konflikt um die Souveränität zwischen dem Kaiser und den verschiedenen Reichsfürsten. Gleichzeitig entlud sich auf europäischer Ebene der Konflikt zwischen dem [Haus Habsburg](#) und dem [Königreich Frankreich](#) um die Vorherrschaft in Europa.

Über drei Jahrzehnte hinweg bildete das Gebiet des deutschen Reiches so den Aufmarschort und das Schlachtfeld für die verschiedensten Heere, darunter auch die fremder Herrscher. Im Verlauf des Krieges beteiligten sich Dänemark, Schweden und Frankreich.

1631 zog der Schwedenkönig Gustav II. Adolf mit seinem Heer in Aschaffenburg ein, blieb aber nur zwei Tage. Wie alle geistlichen Fürsten an Main und Rhein waren zuvor auch der Vizedom und die Stiftsherren der Stadt Aschaffenburg unter Mitnahme der Wertsachen und Kostbarkeiten geflohen. Die Stadtbevölkerung überließen sie ihrem Schicksal. Doch blieb die Stadt nach der Zahlung von 8.000 Reichstalern an die Schweden von Übergriffen verschont. Sie bekam sogar den besonderen Schutz des Schwedenkönigs zugesichert.

In einer Sage wird die Rettung Aschaffenburgs vor den Schweden einem Pater Bernhard von Trier zugeschrieben. Dieser war Guardian des Aschaffenburger Kapuzinerklosters. Es wird dargestellt, er habe dem Schwedenkönig Gustaf Adolf II. die Stadtschlüssel auf einer verzierten Silberschüssel übergeben und die Stadt so vor der Zerstörung und Plünderung durch die schwedischen Truppen bewahrt. Diese Legende ist sicher schön, jedoch historisch widerlegt.

Der Krieg entwickelte sich, je länger er dauerte, immer furchtbarer. Die Heere verwilderten, und überall wurde hemmungslos verwüstet, geplündert und gemordet. Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges war Aschaffenburg in teilweise raschem Wechsel von französischen, bayerischen, schwedischen, spanischen und kaiserlichen Heeren besetzt. Welche finanzielle Belastung die Bürger dabei zu tragen hatten, lässt sich z.B. an den auferlegten Verpflegungssätzen der kaiserlichen Truppen ersehen. Danach hatten die Aschaffenburger zur Versorgung von drei Kompanien zu liefern oder zu zahlen: für jeden Korporal täglich zwei Maß Wein, drei Pfund Brot und drei Pfund Fleisch, für jeden Gefreiten täglich eineinhalb Maß Wein, zwei Pfund Brot und zweieinhalb Pfund Fleisch, für jeden Gemeinen täglich ein Maß Wein, eineinhalb Pfund Brot und zwei Pfund Fleisch.

1635 erreichte die Not in Aschaffenburg ein kaum vorstellbares Maß. Alle Nahrungsvorräte waren aufgebraucht, die letzten Lebensmittel und Viehbestände wurden von den kaiserlichen Truppen, die sich "zum Schutz Aschaffenburgs gegen die Schweden" in der Stadt aufhielten, beschlagnahmt. Da dies dem kaiserlichen Befehlshaber immer noch nicht reichte, sollten die

Bürger außerdem 10.000 Reichstaler zur Versorgung der Soldaten zahlen. Um Brennholz zu erhalten, rissen die Soldaten leer stehende, aber auch noch bewohnte Häuser ab.

Zur Hungersnot traten überall ansteckende Krankheiten auf. Es starben bereits in den Wintermonaten am Jahresbeginn so viele Menschen, dass der Totengräber sie nicht mehr alle in dem hart gefrorenen Boden bestatten konnte. Zeitweise lagen 500 Tote herum. Ausgelöst durch die immer haltloseren, unhygienischen Verhältnisse wütete schließlich im Sommer die Pest in Aschaffenburg. Es starben so viele, dass die beiden Friedhöfe nicht mehr ausreichten.

Ende 1635 gab es schließlich nur noch 150 Bürgerhaushalte in Aschaffenburg; dies war kaum ein Viertel der Bevölkerung vom Vorjahr. Die Bewohner waren völlig verarmt, ausgehungert und teilweise von der Seuche befallen. Zahlreiche verwaiste Kinder irrten hilflos in den menschenleeren, verwüsteten Straßen der Stadt umher.

Eine Mainzer Anordnung im Jahre 1639, die städtischen Befestigungsanlagen zu erneuern und zu verstärken, konnte nicht ausgeführt werden, da sich zu wenige arbeitsfähige Menschen in der Stadt aufhielten.

1648 mussten die Krieg führenden Parteien endlich einsehen, dass keine der Seiten letztendlich siegen konnte. Darauf nahmen sie Verhandlungen auf, die zum Westfälischen Frieden und zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges führten.

Um die verödete Stadt Aschaffenburg wieder zu beleben, wurde allen neu zugezogenen Bürgern eine zweijährige Befreiung von den Steuerlasten gewährt. Dennoch wurde erst etwa hundert Jahre später der gleiche Bevölkerungsstand wie vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges – ungefähr 3000 Einwohner – wieder erreicht.

Gesamtlänge: ca. 650 Wörter = 6,5 Minuten

Wir kommen nun zum zweiten Teil unseres Abends. Hier möchten wir gerne die Geschichte Aschaffenburgs in den Dreißigern und Vierzigern des letzten Jahrhunderts darstellen. Dazu möchte ich gerne etwas vorab erklären.

Vor einigen Wochen saßen wir zusammen bei einem Grillabend auf der Terrasse, Martin war dabei und auch meine Eltern, beide Jahrgang 1927, also 92 Jahre alt und beide nach wie vor geistig fit, ein großes Glück! Als mein Vater wie so oft - lebendig und anschaulich - von früher erzählte, war es Martin, der die Verbindung zu dem heutigen Abend erkannte. Wir haben uns dann noch einmal getroffen, haben meine Eltern um ihr Einverständnis für eine Tonaufnahme gebeten und diese dann zu Papier gebracht. Und so werde ich Ihnen im zweiten Teil ein paar Erinnerungen meiner Eltern aus dieser Zeit vortragen.

Die Buntpapierproduktion in Aschaffenburg

1797 verlegte der Mainzer Erzbischof Friedrich Carl Joseph von Erthal den Sitz und die Verwaltung des Mainzer Kurstaates nach Aschaffenburg. Die kurfürstliche Hofhaltung mit ihrem zusätzlichen Bedarf an Gütern war für die verschiedenen Handwerke in Aschaffenburg von großem Vorteil. So benötigte man unter anderem Papiere zum Schreiben und bedruckte Papiere. An der Aschaff entstanden ab 1799 Papiermühlen. So wurde jenseits des vor den Stadtmauern gelegenen Parks Schöntal, auf dem Gelände der heutigen "City-Galerie", der erste Industriebetrieb der Stadt errichtet. Die Enge der kleinbürgerlichen Stadt Aschaffenburg wurde aufgebrochen, Tore und Mauer wurden abgerissen und neue Straßen in großzügiger Linienführung angelegt, wie beispielsweise die Friedrichstraße und Weißenburger Straße im Norden der Stadt.

Adam Herrmann

Arbeit in der Buntpapierfabrik

Auf dem Platz wo heute die City Galerie steht, war die Buntpapierfabrik. Dort habe ich an meiner Maschine unter anderem das Papier für die Packungen der Zigarettenmarke Roth-Händle gefärbt. Wir hatten ein Muster und die Werkmeister haben versucht, die Farbe möglichst genau an das Muster anzupassen. Manchmal fehlte in dem Rot ein bisschen schwarz oder auch ein bisschen gelb. Und die Werkmeister hatten eine Lupe und viel Gefühl dafür, wie man eine bestimmte Farbe genau mischt. Wenn man Abweichungen vom Muster gesehen hat, war es schon zu spät. Einmal kam ein Vertreter dieser Firma in die Fabrik und hat einen Vortrag gehalten. Es hatte Muster dabei mit geringen, kaum sichtbaren Unterschieden. Und der Vertreter dieser Firma hat erklärt, dass die Raucher sehr genau sehen, wenn es Unterschiede in der Verpackung gab. Sie sagen dann, die kaufen wir nicht, das sind alte Packungen. Deshalb hatte die Firma Roth-Händle natürlich ein großes Interesse daran, dass das nicht passiert.

(ca. 150 Wörter)

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr Aschaffenburg eine wirtschaftliche Entwicklung bisher ungeahnten Ausmaßes. Der Anschluss der Stadt an das Eisenbahnnetz 1854 ermöglichte den Massentransport von Rohstoffen und Produkten. In rascher Folge entstanden nun neue Produktionsstätten. Als Beispiele seien genannt: die erste bayerische Eisschrankfabrik von Josef Ploschnitznick, die Maschinenfabrik Anton Gentil, das Lenkradwerk Gustav Petri und die Güldner-Motoren-Gesellschaft. Um die Jahrhundertwende bestanden in der Stadt zehn Kleiderfabriken. Weiter boten zehn Eisen und Kupfer verarbeitende Fabriken, fünf Papierfabriken, neun Bierbrauereien, zwei große Druckereien und zwei Zigarrenfabriken Arbeit für insgesamt mehr als 3.000 Beschäftigte.

Mit der Entwicklung zu einer Provinz-Industriestadt erlebte Aschaffenburg seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine regelrechte Bevölkerungsexplosion. Hatte die Stadt um 1858 etwa 8.000 Einwohner, so waren es 1900 bereits 18.100 und 1905, nach der Eingemeindung der Nachbardörfer Damm und Leider, schon 25.900.

Adam Herrmann

Transport des Mittagessens

Arbeiter in einigen Gemeinden rund um Aschaffenburg hatten einen Speisentransport organisiert. Sie hatten einen Verein gegründet, der diesen Transport finanzierte. Beliefert wurden die Buntpapierfabrik und eine andere Papierfabrik in der Auhofstraße. Gefahren wurden die Speisen von einem Pferdewagen, der mit Blech beschlagen war und innen eine Gestellvorrichtung hatte. Dieser Wagen fuhr um 11 Uhr durchs Dorf, hatte verschiedene Haltestellen, wo die Frauen das frisch gekochte Essen in einem Kästchen brachten und in den Wagen stellten. Jeder Arbeiter hatte ein Fach mit einer Nummer. Mittags hat die Sirene in der Fabrik geheult, die Maschinen wurden abgestellt und die Arbeiter gingen zum Essenwagen ans Fabriktor, um ihr Essen abzuholen.

Ergänzen!

Da hat dann der Lehrer in der Schule gefragt: „Wer muss heute Essen tragen?“ Die Kinder haben sich gemeldet, daraufhin wurden sie um 11 Uhr nach Hause geschickt und konnten dann das Essen für ihren Vater von Glattbach aus nach Damm tragen.

(ca. 150 Wörter)

Vom Anfang des 17. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts gab es insgesamt 36 verschiedene Brauereien in Aschaffenburg. Um 1850 dürften in Aschaffenburg noch über 20 Brauereien existiert haben. Um 1900 waren es nur noch elf. Nach dem Jahre 1945 waren noch fünf Braustätten in Aschaffenburg ansässig.

Adam Herrmann

Die Pferdefuhrwerke der Brauereien

Die Aktienbrauerei und die Heylands-Brauerei hatten die schönsten Pferde. Die Brauereien hatten alle Zweiergespanne. Der Braumeister ist auf den Pferdemarkt gefahren und hat die Pferde zu passenden Gespannen zusammengesucht. Die Geschirre hatten oben eine Messingspitze, das Holz an der Seite war entweder rot oder blau lackiert.

Da gab es einen Karl aus Hösbach, der ist mit dem Fahrrad morgens um 5 Uhr in die Aktien-Brauerei gefahren, um die Pferde zu füttern. Die hatte einen Oberbayer als Braumeister. Der hat morgens die Parade abgenommen. Die Fahrer hatten Kappen mit einem Lackschild. In Großbuchstaben stand drauf „Bayerische Aktienbierbrauerei“. Sie hatten dazu eine Jacke und eine Lederschürze. Die brauchten sie, weil sie Eis getragen haben. Der Braumeister stand jeden Morgen im Hof und jeder Fahrer musste sein Gespann vorführen: die Hufe sauber ausgekratzt mit schwarzer Hufschmiere eingefärbt, die Eisenkappen vorne an den Hufen waren mit Silberbronze gestrichen. Anders durften die Gespanne die Brauerei nicht verlassen. Wenn etwas nicht in Ordnung war, musste nachgearbeitet werden. Das durfte sich ein Fahrer aber nicht mehrfach leisten. Das hätte ihn sonst seinen Arbeitsplatz gekostet.

Dann wurden die geladenen Fässer und das Eis in die Gastwirtschaften der umliegenden Gemeinden ausgefahren. Das Stangeneis war ungefähr 1 m lang und 15 cm im Quadrat. Hergestellt wurde es in der Brauerei. Das Wasser wurde in Blechkästen gefüllt, die wurden dann in den Keller hinunter gelassen und da stand eine Kühlanlage. Die Wirtschaften bekamen dann das Eis geliefert, entweder 15 Stangen oder 30 Stangen, je nachdem, wie sie bestellt hatten. Die Wirtes haben dann die Stangen zerschlagen und jeweils einen Eisklotz auf ein Bierfass gelegt. Es wurde ja damals noch bayrisch gezapft. Die Stangen selbst wurden in Blechkisten aufbewahrt, damit sie länger halten. Früher wurde das Eis auch aus dem Main geholt: Am Karlstor wurde angefangen Man hat mit langen Eisenstangen das Eis gestochen, herausgefischt und verladen. Wenn allerdings der Winter nicht kalt genug war, mussten die Brauereien das Eis selbst machen und später war das generell der Fall, weil es zu umständlich war, das Eis aus dem Main zu holen. Am zweiten Weihnachtsfeiertag fuhren die Gespanne der Brauereien leer aus, damit die Pferde bewegt wurden.

(ca. 360 Wörter)

Gesamtlänge: ca. 1000 Wörter = 10 Minuten

Juden in Aschaffenburg

Bis zu ihrer Vernichtung durch die Nationalsozialisten konnte die jüdische Gemeinde in Aschaffenburg auf eine fast 700-jährige Tradition zurückblicken. Unmittelbar vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten zählte die jüdische Gemeinde mehr als 700 Mitglieder; dies entsprach einem Anteil von ca. 2% der gesamten Stadtbevölkerung. Damit war Aschaffenburg die siebtgrößte israelitische Gemeinde Bayerns. Es gab mehr als hundert Geschäfte und Gewerbebetriebe sowie eine Bank, die von Juden geführt wurden. Sie befanden sich vor allem im Bereich der Herstallstraße.

Das Zusammenleben der jüdischen und nichtjüdischen Bürger änderte sich mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Auch in Aschaffenburg setzten bald die Maßnahmen gegen jüdische Einwohner ein. Besonders die Kaufleute bekamen den antisemitischen Hass deutlich zu spüren. So wurde im "Beobachter am Main" am 3. April 1933 berichtet: "Auch in unserer Stadt begann am Samstagvormittagpunkt 10 Uhr die Boykottaktion zur Abwehr der jüdischen Greuelhetze im Ausland. SA und SS-Leute marschierten vor sämtlichen jüdischen Geschäften, vor den Kanzleien der jüdischen Rechtsanwälte und den Häusern der jüdischen Ärzte auf. Überall wurden große schwarze Schilder mit gelben Punkten zur Kennzeichnung angebracht. SA-Leute verteilten Flugblätter, ... in denen die Bevölkerung aufgefordert wurde, in jüdischen Geschäften nicht zu kaufen."

Adam Herrmann:

Im Winter 1943 war viel Schnee in Aschaffenburg. Da hat man die Juden eingesetzt, die mussten den Gehsteig räumen vom Schnee und sie haben ihn an der Straße abgelagert. Dadurch sind die Straßen eng geworden, obwohl keine Autos fuhren, nur Fuhrwerke. Es wurde ja damals alles mit Pferdefuhrwerken transportiert. Man hat Pferdefuhrwerke aus den umliegenden Ortschaften zum Schneefahren nach Aschaffenburg beordert. Morgens um sieben Uhr musste unser Pferdefuhrwerk am Bahnhof stehen. Mein Vater war allerdings krank, hatte eine Mittelohrentzündung und konnte nicht nach Aschaffenburg fahren. Daraufhin ging er zum Hauptlehrer und erklärte ihm: „Mein Bub kann heute nicht in die Schule, der muss mit dem Fuhrwerk nach Aschaffenburg.“ Ich war damals 15 Jahre alt und bin nach dem Frühstück auf den Bock gestiegen und nach Aschaffenburg gefahren. Dort wurden wir eingeteilt und mir wurden vier oder fünf Juden zugeteilt, die mir den Schnee aufgeladen haben. Der Schnee wurde dann aus der Stadt herausgefahren und an verschiedenen Stellen abgelagert. Ein Teil auf der anderen Mainseite, wo heute das Stadtbad ist, ein anderer Teil nach Damm, wo heute das Kegelzentrum ist, oder auch in die Fasanerie. Das waren Berge von Schnee!

So habe ich die Juden getroffen. Sie haben mir erzählt, wer sie sind. Das waren lauter Aschaffenburger Geschäftsleute. Man hat ihnen dann ihre Geschäfte abgenommen, in den Schaufenstern stand, mit großen weißen Buchstaben: „Kauft nicht bei Juden!“

Mutter: Beim Winkelmann (heute Peek und Cloppenburg) stand auf beiden Seiten des Eingangs jeweils ein SA-Mann und hat gewartet, ob jemand ins Geschäft rein geht. Es war auch so, dass die Juden nicht auf dem Gehsteig laufen durften. Wenn ein „Arier“ kam, musste der Jude herunter, musste den Deutschen vorbeilassen und konnte dann wieder auf den Geh-

steig gehen, wenn er frei war.

Juden bekamen auch keine Lebensmittelmarken. Ich habe wiederholt erlebt, dass meine Tante Christa, die bei Professor Dingler im Haushalt gearbeitet hat, für einen jüdischen Kollegen von Professor Dingler einen Kuchen gebacken hat. Sie hat mir den eingepackt und ich als Mädchen musste, damit nichts auffiel, den Kuchen dorthin bringen.

Die jüdischen Familien waren darauf angewiesen, dass gute Leute, die in der Nähe gewohnt haben, sie unterstützten. Meine Tante selbst konnte den Kuchen nicht dorthin bringen, weil sie bekannt war.

(ca. 400 Wörter)

Auch von Aschaffenburg aus rollten die Züge in die Vernichtungslager. Am 23. April 1942 wurden 128 Juden nach Krasnystaw in Polen, in der Nähe von Lublin, deportiert und von dort aus weiter in die Vernichtungslager Treblinka, Majdanek, Sobibor und Belzec. Im September 1942 ging ein weiterer Transport mit 45 Juden nach Theresienstadt in Böhmen. Nachweislich wurden mindestens 188 Juden Aschaffenburgs Opfer des Holocaust.

Gesamtlänge: ca. 650 Wörter = 6,5 Minuten

Die Aschaffenburger Synagoge

Auf dem heutigen Wolfsthalplatz zwischen Entengasse und Treibgasse stand bis 1939 die Aschaffenburger Synagoge. 1893 war anstelle eines bereits bestehenden jüdischen Gemeindezentrums das Gebäude-Ensemble Synagoge und jüdisches Schul- und Rabbinerwohnhaus neu errichtet worden. Auffällig war die ungewöhnliche Bauweise im maurischen Stil. Sie ist beim noch erhaltenen Schul- und Rabbinerwohnhaus gut erkennbar an der typischen Fensterausprägung und den wechselnden Schichten von hellem und rotem Sandstein.

In der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurden in zahlreichen Städten des deutschen Reiches systematisch Anschläge gegen Synagogen, jüdische Geschäfte und Privatwohnungen von jüdischen Familien durch SA und SS durchgeführt. Die Gewaltaktionen sollten als spontane Maßnahmen durch aufgebrachte deutsche Bürger erscheinen und möglichst nicht mit der NSDAP in Verbindung gebracht werden. Tatsächlich waren sie aber zentral gesteuert.

So auch in Aschaffenburg: Während einer Kameradschaftsfeier des Musik- und Spielmannszuges der Aschaffenburger SA wurden die anwesenden SA-Männer überraschend in Zivilkleidung zur SA-Zentrale beordert. Dort wurden sie dann in verschiedene Gruppen aufgeteilt und erhielten die Anweisung, an jüdischen Geschäften und Wohnungen in der Stadt die Scheiben einzuschlagen.

Gegen ein Uhr nachts zog ein SA-Trupp zur Synagoge in der Entengasse. Einer der Männer drang durch ein Fenster ein und öffnete den anderen die Tür von innen. Dann übergossen sie brennbare Stoffe mit Benzin und setzten diese in Brand. Die sehr spät alarmierte Feuerwehr wurde anfangs von bewaffneten SA-Männern von der Brandbekämpfung abgehalten, und das Löschwasser wurde von diesen abgestellt. Erst als das Feuer die umliegenden Häuser zu erfassen drohte, wurde zugelassen, dass die Feuerwehr diese vor dem weiteren Ausbreiten des Brandes schützte. Die Synagoge brannte bis auf die Grundmauern nieder.

Adam Heinrich

Das war 1938. Da war ich 11 Jahre alt. Meine Eltern hatten ein Baugeschäft in Glattbach und haben an diesem Tag in Aschaffenburg hinterm Hommel Eisen geholt, denn dort gab es den Eisen-Markmiller. Meine Mutter ist sieben Jahre lang mit dem Pferd nach Aschaffenburg gefahren und hat unten an der Mainbrücke Kies geholt und Zement und Kalk in den Kalkwerken. Wir haben dann gehört, dass in der Nacht die Synagoge angezündet worden war. Man hat vom Hof aus noch den Qualm an der Kuppel gesehen. Ich habe zu meiner Mutter gesagt: „Ich will da mal schnell gucken!“ Darauf antwortete sie: „Gehe nicht dahin!“, denn sie hatte Angst. Man hat sich auch erzählt, dass die Feuerwehr zurückgehalten wurde. Ich bin dann doch die Entengasse hinter gegangen und habe gesehen, dass die ganze Straße voll lag mit Gebetbüchern. Ein Teil war angekohlt, andere waren noch ganz. Als wir dann heim gekommen sind, haben wir gehört, dass in Goldbach Juden von SA-Leuten aus den Betten geholt worden sind und durchs Dorf gejagt wurden. An einem Haus wurde die Eingangstreppe weggerissen.

ca. 200 Wörter

In den frühen Morgenstunden drangen in Aschaffenburg einige SS-Leute auf eigene Faust in jüdische Wohnungen ein. Sie schossen auf den Pferdehändler Ludwig Löwenthal, der in seinem Bett lag. Anschließend entführten sie den Mehl- und Getreidehändler Alfons Vogel in die Fasanerie, wo sie ihn niederschossen. Löwenthal überlebte den Anschlag, Vogel jedoch starb einige Tage später an seinen schweren Schussverletzungen.

Gesamtlänge: ca. 500 Wörter = 5 Minuten

Zwangsarbeiter in Aschaffenburg

Bereits wenige Wochen nach dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 trafen die ersten Transporte von Zwangsarbeitern in Deutschland ein. Schon Ende 1940 wäre die deutsche Landwirtschaft ohne die etwa 2 Millionen dort beschäftigten ausländischen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht mehr in der Lage gewesen, die Lebensmittelproduktion auf dem geforderten Niveau zu halten, und spätestens ab dem Herbst 1941 war die gesamte Kriegswirtschaft alternativlos auf Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen. Nach dem Angriff auf die Sowjetunion vom 22. Juni 1941 wurden dann zunehmend mehr sowjetische Zwangsarbeiter herangezogen.

Die Behandlung der sowjetischen Zivilarbeiter in Deutschland wurde nach den rassistischen Grundsätzen der Nazis in den sogenannten "Ostarbeiter-Erlassen" sichergestellt. Ihre Unterbringung hatte in geschlossenen, umzäunten Wohnlagern zu erfolgen. Auch während der Arbeit war die Überwachung der "Ostarbeiter" zu gewährleisten. Schon für geringste Vergehen wurden strenge Strafen wie z.B. Arreststrafen, Verpflegungsentzug und Züchtigungen festgelegt.

Ende 1942 waren allein in der Stadt Aschaffenburg 1.243 Zwangsarbeiter beschäftigt. Ihre Zahl stieg bis September 1943 auf 2.242. Ein großer Teil von ihnen war in 18 Aschaffenburger Lagern untergebracht. In der Regel waren diese mit doppelten Stacheldrahtzäunen umgeben und standen unter ständiger bewaffneter Bewachung.

Die Ernährung in den Lagern war völlig unzureichend und oft kaum genießbar. Als wöchentliche Ration waren je Person 2.800 g Brot, 450 g Fleisch, 225 g Fett und 30 g Mehl, jedoch kein Obst, kein frisches Gemüse oder Kartoffeln vorgesehen.

Völlig unzumutbar war die Versorgung mit Kleidung, Schuhen und Wäsche. Viele der in Zwangstransporten verschleppten Arbeiter hatten sich vor ihrem Abtransport gar nicht oder nur unzureichend mit Kleidung versorgen können. Ein Lagebericht vom September 1942 hält fest, dass von 860 Arbeitern 91 ohne Leibwäsche und viele ohne Schuhe waren. Trotz gefüllter Kleiderlager wollten die örtlichen Behörden dieses Problem aber nicht beheben.

Immerhin versuchten vereinzelt auch deutsche Arbeiter, die erbärmliche Lage ihrer Zwangsarbeiter-Kollegen zu mildern, indem sie sich trotz drohender Bestrafung über die Ostarbeiter-Erlasse hinwegsetzten und ihnen Verpflegung oder Hilfe zukommen ließen. Leider waren dies aber nur isolierte Fälle mutiger und mitmenschlicher Solidarität. Insgesamt fand das alltäglich sichtbare Elend der ausländischen Arbeiter kaum Beachtung oder gar Kritik und Mitgefühl bei der deutschen Bevölkerung.

Adam Herrmann

In der Langestraße in Damm gab es ein Barackenlager. Dort waren die sogenannten Ostarbeiter untergebracht. Sie waren auf der Kleidung gekennzeichnet mit einem Aufnäher: blauer Grund und in weißer Schrift stand da „Ost“ drauf. Das waren Russen, aber auch welche aus der Ukraine.

Ich habe damals mit elf anderen Lehrbuben bei der Firma Dressler gearbeitet. Die Firma hat im Seibert-Werk in Nilkheim Panzer, die aus Russland zurückkamen, repariert und überholt. Für den Bau eines Waschplatzes wurden Ostarbeiter eingesetzt. Dressler hatte ein Kontingent von etwa 20 Mann, die sie nach Bedarf anfordern konnte. Die Arbeiter mussten von Damm zur Baustelle gebracht werden. Keiner hat sich getraut, das zu machen, also musste ich es dann machen.

Morgens um 7 Uhr musste ich auf der Baustelle am Seibert-Werk sein. Dann bin ich mit dem Fahrrad zur Firma Dressler in der Müllerstraße 26 in Damm gefahren, und habe mir vom Dressler-Kontingent vier Mannaussuchen lassen. Die mussten dann von Damm von dieser Baracke bis rüber nach Nilkheim ins Seibert-Werk laufen. Sie hatten Holzschuhe an. Ich bin langsam mit dem Fahrrad hinterhergefahren oder habe es geschoben. Mit der Zeit habe ich meine Leute gekannt. Manche waren gutmütig, es waren aber auch Rebellen dabei.

Mittags haben die Zwangsarbeiter ihr Essen bekommen aus einer Küche in der Baracke. Meist gab es Gemüsesuppe, Fleisch allerdings hat man mit der Lupe suchen müssen. Zudem war es minderwertiges Fleisch vom Pferdemetzger. Um 11:15 Uhr bin ich beim Seibert losgefahren mit dem Fahrrad. Für den Essenstransport hatte ich einen Kanister mit einer Doppelwand, in die heißes Wasser eingefüllt wurde, damit die Suppe einigermaßen die Temperatur behalten hat. Ich hatte auch einen Schöpflöffel dabei, den ich in der Baracke mitbekommen habe. Der Polier sagte dann: „Versorge deine Russen, du hast dafür 10 Minuten mehr Mittagspause.“

Bei den Russen war einer dabei, der sich Professor genannt hat. Er war der Leiter der Küche in der Baracke und seine Frau hat gekocht - zusammen mit einigen russischen Mitarbeitern. Mit der Zeit als ich diesen Professor etwas näher gekannt habe, habe ich von zu Hause immer das letzte Knörzchen Brot mitgebracht. Das habe ich für meine Russen verwendet und zwar habe ich das dem Professor gegeben, weil ich wusste, dass er sehr gern Bauernbrot isst. Dafür habe ich dann zu ihm gesagt: „Gib mir ein, zwei Schläge Suppe mehr für meine Leute, die müssen heute betonen.“ Die haben tatsächlich kein Brot bekommen, nur Suppe aus dem Blechnapf, den sie mit Wasser ausgeschwenkt haben.

Die Russen hatten ihre gesteppten Jacken an, dreckig, verlumpt und verlaust. Die waren arm dran, die haben nichts anderes bekommen. Auf dem Weg vom Seibert-Werk nach Hause haben sie abends immer, auch wenn sie noch so müde waren, gesungen, meistens Kommunistenlieder. Ich habe sie gewarnt, wenn jemand in der Nähe war.

Manchmal musste ich auch nach Frankfurt ins Autohaus Glöckler in der Galluswarte fahren. Ich habe dann meine Russen mit dem Zug mitgenommen, allerdings dürften sie nicht in den Wagon. Sie mussten außen auf der Plattform stehen. Ich habe den einen oder anderen Schaffner gekannt, manchmal auch Frauen, mit denen ich dann, besonders wenn schlechtes Wetter war, verhandelt habe, damit die Russen in den Wagen hinein gehen konnten. Manche sagten: „Du weißt genau, dass das verboten ist!“ Andere sagten: „Meinetwegen, aber ich weiß von nichts.“ Allerdings mussten die Russen dann, wenn wir auf einen Bahnhof zugefahren sind, wieder den Wagon verlassen. Manche von den Mitfahrern haben das akzeptiert, andere aber haben geschimpft.

ca. 570 Wörter

Gesamtlänge: ca. 930 Wörter = 9,5 Minuten

Der Zweite Weltkrieg

Anfang 1945 zeichnete sich die Niederlage des Deutschen Reiches deutlich ab. Am 20. März wurde Aschaffenburg zur Festung erklärt. Dies bedeutete, dass die Stadt der kämpfenden Truppe unterstellt war. Ein Befehl ordnete an: Die Stadt muss bis zum letzten Mann gehalten werden.

Die Spitze der 45. US-Infanteriedivision erreichte am 27. März Aschaffenburg. Angesichts der offensichtlichen Überlegenheit der US-Truppen erwog der Kampfkommandant der Stadt, Emil Lamberth, bereits die Übergabe der Stadt. Jedoch kamen ihm zwei Sonderbeauftragte des Führerhauptquartiers mit einem Befehl Hitlers zuvor. Die Stadt sei ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung zu verteidigen, und jeder sei zu erschießen, der sich dieser Anweisung widersetzen sollte.

Die Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung und auch der Soldaten war deutlich spürbar. Immerhin waren in den Kriegsjahren über 20 Bombenangriffe auf die Stadt erfolgt mit insgesamt 631 Todesopfern. Bei dem schwersten am 21. November 1944 war ein Großteil der Stadt und fast ganz Damm zerstört worden. Von 4.540 Wohnhäusern waren am Ende des Krieges 1.000 völlig zerstört, 680 schwer und 730 leichter beschädigt.

Ohne Rücksicht auf die dementsprechend völlig mutlose und verzweifelte Lage der wenigen in Aschaffenburg verbliebenen Menschen verkündete Lamberth in einem Flugblatt: „Ich ver-

biete, dass jemand innerhalb von 24 Stunden länger als drei Stunden ruht!“ Es seien alle verfügbaren Kräfte systematisch und konsequent zur Stärkung der Kampfeskräft einzusetzen. Allerdings hielten den Kampfkommandanten seine eigenen strikten Befehle nicht davon ab, die nächsten Tage vorwiegend bei heftigen Feierlichkeiten mit seinen Kameraden zu verbringen.

Adam Herrmann

Erinnerungen an den Krieg

Wir hatten uns vorgenommen, nach dem Krieg ein Haus zu bauen. Schon vor dem Krieg hatten wir Backsteine gekauft. Dann kam der Krieg dazwischen und die Pläne waren nicht mehr zu verwirklichen. Wir hatten aber die Backsteine im Keller. Als dann die ersten Bomben gefallen sind bei dem Angriff auf Damm, saßen wir im Keller. Da wurden die Türe und die Fenster vom Luftdruck eingedrückt. In der Nähe gab es einen Bunker, den eine Familie in den Berg hinein gebaut hatte. Diese Familie hatte vor, noch einen Raum in den Berg zu bauen, damit weitere Leute Schutz suchen könnten. Meine Mutter hörte davon und sagte: „Jetzt geht das Leben vor, ich stelle die Backsteine zur Verfügung, dass dieser Raum ausgebaut werden kann.“ Mein späterer Mann und sein Vater haben dann diesen Bunker mit unseren Backsteinen ausgemauert. Die aus dem Berg ausgegrabene Erde wurde per Eimerkette oben auf den Berg geschüttet, weil man glaubte, dass dadurch der Bunker sicherer wird. Die Decken wurden verstärkt mit Eisenbahnschwellen, die auf die Mauern gesetzt wurden. In den Bunker durften natürlich nur die Leute, die auch mitgeholfen haben beim Bau. Unsere Backsteine stecken heute noch in diesem Berg.

Während des Krieges haben wir Kohle gefahren für die Darlehenskasse. Es gab mitten im Ort einen Kohlelagerplatz. Wir mussten dann immer zusehen, dass wir um halb zwölf über der Eisenbrücke der Glattbacher Überfahrt waren. Es gab nämlich um halb zwölf meistens Fliegeralarm oder zumindest Voralarm. Wenn wir dann zu spät waren, stand an der Aktienbrauerei der Braumeister. Der hat uns dann aufgefordert, sofort stehenzubleiben, andernfalls würde er die Polizei holen. Die Pferde mussten dann in die Notunterkunft in der Brauerei untergestellt werden. Im Stallbereich gab es einen Bunker für die Pferde.

Eines Tages, als der Alarm besonders schlimm war und die Flugzeuge schon zu hören waren, wollte ich unbedingt noch mit den Pferden nach Hause. Ich stritt mit dem Braumeister herum, bis er selbst gegangen ist, um sich in Sicherheit zu bringen. Ich bin dann mit meinen 50 Zentnern Kohle nach Hause gefahren und als ich am Abladen war, waren die Flieger da. Das war der 12. Dezember, der Tag des Angriffs auf Glattbach. Ziel des Angriffs war ein kriegswichtiger Betrieb in Glattbach. Der Betrieb hat Dämmplatten für U-Boote hergestellt. Die Bevölkerung wusste allerdings nicht, wofür diese Dinge hergestellt wurden, das hat man erst im Nachhinein erfahren.

Als ich in der Nähe unseres Hauses die Wagenbretter hochgezogen habe um abzuladen, sah ich, dass ein Haus in der Nähe getroffen wurde und die Balken durch die Luft geflogen sind. Die Pferde sind durchgegangen und haben auf dem Weg nach Hause alles verloren. Ich bin dann auch nach Hause gerannt und da habe ich zum ersten Mal Pferde weinen hören. Die Luft hat gedröhnt, der Angriff war furchterlich und die Pferde haben gewinselt. Meine Mutter kam aus dem Bunker und hat gemeint: „Gott sei Dank, dass du da bist. Die Pferde sind alleine gekommen und wir hatten schon Angst, dass dir was passiert ist. Komm sofort mit in den Bunker!“ Ich habe das allerdings nicht übers Herz gebracht, die Pferde zu verlassen. Sie haben sich an mich gedrängt und ich habe gesagt: „Ich gehe nicht fort, ich bleibe bei euch.“

Es gab in Glattbach 12 Tote, alleine von der Familie Rieger, den Inhabern der Firma, waren fünf Mitglieder tot.

550 Wörter

Gesamtlänge: ca. 800 Wörter = 8 Minuten